

Göppel, Rolf

Anfänge der menschlichen Subjektivität

Zeitschrift für Pädagogik 40 (1994) 2, S. 247-264



Quellenangabe/ Reference:

Göppel, Rolf: Anfänge der menschlichen Subjektivität - In: Zeitschrift für Pädagogik 40 (1994) 2, S. 247-264 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-108385 - DOI: 10.25656/01:10838

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-108385>

<https://doi.org/10.25656/01:10838>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 40 – Heft 2 – März/April 1994

Essay

- 181 INGO RICHTER
Entscheidungsstrukturen für Bildungsfragen in
offenen Gesellschaften

Thema: Pädagogische Anthropologie

- 195 JÜRGEN OELKERS
Neue Seiten der „Pädagogischen Anthropologie“: Einleitung in den
Schwerpunkt
- 201 DIETER NEUMANN
Pädagogische Perspektiven der Humanethologie
- 229 JOHANNES DICHGANS
Die Plastizität des Nervensystems. Konsequenzen für die Pädagogik
- 247 ROLF GÖPPEL
Anfänge der menschlichen Subjektivität
- 265 FRANZ-E. WEINERT/ULRICH GEPPERT/JÜRGEN DÖRFERT/PETRA VIEK
Aufgaben, Ergebnisse und Probleme der Zwillingsforschung –
dargestellt am Beispiel der Gottschaldtschen Längsschnittstudie

Diskussion

- 291 KURT BEUTLER
Erich Wenigers Militärpädagogik in später Wahrnehmung –
Eine Zwischenbilanz
- 303 JOACHIM BENSEL
Ist die Tagesbetreuung in Krippen ein Risiko?
Eine kritische Beurteilung der internationalen Krippenforschung

Besprechungen

- 329 PETER DUDEK
Siegfried Bernfeld: Sämtliche Werke, Bd. 1: Theorien des Jugendalters. Schriften 1914–1938
- 332 FRANZ MICHAEL KONRAD
Gerard Kahn: Janusz Korczak und die jüdische Erziehung. Janusz Korczaks Pädagogik auf dem Hintergrund seiner jüdischen Herkunft
- 335 HEINZ RHYN
Gabriele Strobel-Eisele: Schule und soziale Evolution. System- und evolutionstheoretische Untersuchungen zur Entstehung und Entwicklung der Schule
Christel Adick: Die Universalisierung der modernen Schule. Eine theoretische Problemskizze zur Erklärung der weltweiten Verbreitung der modernen Schule in den letzten 200 Jahren mit Fallstudien aus Westafrika
Christel Adick/Uwe Krebs (Hrsg.): Evolution, Erziehung, Schule. Beiträge aus Anthropologie, Entwicklungspsychologie, Humanethologie und Pädagogik

Dokumentation

- 341 Pädagogische Neuerscheinungen

Contents

Essay

- 181 INGO RICHTER
Educational Decision making in Open Societies

Topic: Pedagogical Anthropology

- 195 JÜRGEN OELKERS
New Aspects of „Pedagogical Anthropology“ – An Introduction
- 201 DIETER NEUMANN
Pedagogical Perspectives of Human Ethology
- 229 JOHANNES DICHGANS
The Plasticity of the Neuro-System – Possible consequences for pedagogics
- 247 ROLF GÖPPEL
The Beginnings of Human Subjectivity
- 265 FRANZ-E. WEINERT/ULRICH GEPPERT/JÜRGEN DÖRFERT/PETRA VIEK
Tasks, Results, and Problems of Research on Twins Illustrated by Gottschaldt's Longitudinal Study

Discussion

- 291 KURT BEUTLER
Erich Weniger's Military Pedagogics
In Retrospect – An interim stocktaking
- 303 JOACHIM BENDEL
Does Day-Care In Crèches Present a Risk?
A critical assessment of international research on crèches

Reviews

329

Documentation

- 341 Recent Pedagogical Publications

ROLF GÖPPEL

Anfänge der menschlichen Subjektivität

Zusammenfassung

In den letzten Jahren haben eine Vielzahl gesicherter Befunde über Wahrnehmungs-, Diskriminierungs- und Interaktionsfähigkeiten das Bild des Säuglings völlig verändert. Dies führt, so des Autors These, zur Ablösung der vor allem durch FREUD geprägten Vorstellung vom triebgesteuerten Säugling, der in den ersten Monaten nur seine innere Welt wahrnimmt. Die neueren Forschungsergebnisse zeigen ein von Geburt an aktiv realitätsverarbeitendes Kind. Dieses schon interagierende Kind ist aber um so mehr auf (elterliche) Resonanz angewiesen.

1. Die pädagogische Bedeutung der frühesten Entwicklung

Ist die früheste Lebensphase des Menschen, die Entwicklung des Säuglings, von pädagogischer Relevanz? Einerseits kaum. Die Betreuung von Säuglingen stellt in der Regel kein Arbeitsfeld für professionelle Pädagogen dar. Hier gibt es keine Konzepte, Programme, Curricula zu entwickeln, keine Erziehungsziele zu formulieren und keine Institutionen zu reformieren. Entsprechend spielt diese Lebensperiode im Aufmerksamkeits- und Interessenhorizont der aktuellen Pädagogik kaum eine Rolle.

Dies war bei den Klassikern der Pädagogik durchaus noch anders. Von ROUSSEAU und KANT über PESTALOZZI und FRÖBEL bis hin zu MONTESSORI und BERNFELD reichen die Stimmen derer, die die pädagogische Bedeutung gerade jener frühen Lebensphase immer wieder ausdrücklich hervorgehoben haben. Stellvertretend sei hier nur ROUSSEAU zitiert, der in seinem „Émile“ kategorisch feststellt: „Die Erziehung des Menschen beginnt mit der Geburt“ (ROUSSEAU 1983, S. 38), und betont: „am meisten kommt es auf die erste Erziehung an“ (S. 9). Sein pädagogisches Hauptwerk hebt gleich auf den ersten Seiten mit einer vehementen Klage über die „verderblichen“, „unnatürlichen“ Formen der Säuglingspflege an und verspricht den Zeitgenossen von einer Verbesserung der Zustände in diesem Bereich eine allgemeine Verbesserung der Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Neben dieser pragmatischen Dimension, die die frühe Kindheit im Sinne eines „Anfang gut – alles gut“ bzw. „Anfang problematisch – alle weitere Entwicklung problematisch“ in die Aufmerksamkeit der Pädagogik rückt, gibt es jedoch auch noch eine andere, eher theoretische Dimension, die das pädagogische Interesse an den Entwicklungsprozessen der frühen Kindheit nahelegt. Hier geht es darum, durch das Studium des von gesellschaftlichen Einflüssen noch weitgehend unberührten Menschen Aufschlüsse über seine

„wahre Natur“, sein „wahres Wesen“ zu gewinnen, und somit also um die anthropologische Frage schlechthin. ROUSSEAU hat mit Blick auf den Säugling die ursprüngliche Güte des Menschen postuliert, und PESTALOZZI sah allein in jener allerfrühesten Epoche den reinen, unverdorbenen Naturzustand des Menschen realisiert. Freilich handelte es sich dabei weitgehend um Postulate und um Projektionen. Doch auch, als rund 200 Jahre später die Forderung nach einer empirisch begründeten pädagogischen Anthropologie auf den Plan trat, wurde der frühesten Entwicklungsphase des Menschen grundlegende theoretische Bedeutung zugemessen: „Die Säuglingspsychologie und die Säuglingsverhaltensforschung gehören zu den interessantesten Abschnitten einer psychologischen und pädagogischen Anthropologie, nicht zuletzt deshalb, weil uns hier der Mensch in seinem ‚Naturzustand‘ begegnet ...“ (ROTH 1971, S. 230)

Auch wenn man gegen die Vorstellung der Gesellschaftsveränderung durch rechte Säuglingspflege und gegen die schlichte Gleichsetzung von „frühem extrauterinen Zustand“ mit „Naturzustand“ des Menschen berechnete Einwände geltend machen kann, so bleibt doch noch ein dritter Grund, der die früheste Kindheit für die Pädagogik bedeutsam macht: Alle pädagogischen Konzepte, die diesen Namen verdienen (die also nicht nur äußerliches Verhalten manipulieren wollen), heben ab auf eine innere Instanz, auf das „Ich“, das „Selbst“, die „Person“ des Kindes. Und wenn man nun diese innere Instanz nicht einfach als ahistorische Erscheinung nimmt, sondern anerkennt, daß sie selbst eine Entwicklungsgeschichte hat, dann liegt meines Erachtens genau hier das eigentlich Spannende der Säuglingsforschung: daß sie versucht, die Anfänge der menschlichen Subjektivität in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen, in ihrer zunehmenden Differenziertheit und Organisiertheit und in ihrer interaktiven Verschränkung mit der Subjektivität der Eltern nachzuzeichnen. Es geht gewissermaßen um den „Status nascendi“ des Ich (SPITZ), um die „psychische Geburt“ des Menschen (MAHLER u. a.), um die „Inkarnation des Geistes“ im Körper des Kleinkindes (MONTESSORI), und gerade von dieser Vorstellung, die früheste Kindheit als die eines wahrnehmenden, empfindenden, fühlenden, denkenden Wesens besser zu verstehen, geht eine große Faszination aus. Freilich besteht bei allen Versuchen, sich dieser frühen, *präverbalen* Erfahrungs- und Gefühlswelt anzunähern, ein grundlegendes Problem: Wir können es nur in Form *sprachlicher* Verständigung tun, und wir können es nur mit den Auffassungsweisen und Strukturen unseres Erwachsenenverstandes. Daher können, trotz intensiver Regressionserfahrungen in psychotherapeutischen Behandlungen und trotz der großen wissenschaftlichen Raffinesse der experimentellen psychologischen Säuglingsforschung, alle Darstellungen der subjektiven Erfahrungswelt des Kleinkindes nur Versuche, nur Annäherungen sein. Schon RENÉ SPITZ, der Pionier der Säuglingsforschung, hat auf dieses Dilemma hingewiesen, als er schrieb: „Uns fehlen die Begriffe, sogar die Worte, in welchen das Niemandsland menschlichen Beginns beschrieben werden könnte“ (SPITZ 1974, S. 1017). Diejenigen, die es doch gewagt haben, quasi in der Ichform über diese frühen Lebensepochen zu schreiben, haben stets auf den fragilen Status solcher Versuche hingewiesen. TILMANN MOSER hat seine autobiographischen Bemühungen mit dem Untertitel „*Mutmaßungen* über die ersten Lebensjahre“ (MOSER 1979) versehen, und

DANIEL STERN hat sein fiktives „Tagebuch eines Babys“, in dem er anhand einfühlsam-poetischer Interpretation konkreter Kommunikationssequenzen darzustellen versucht, was ein Kleinkind auf verschiedenen Entwicklungsstufen „sieht, spürt, fühlt und denkt“, selbst als eine „*well informed phantasy*“ bezeichnet (STERN 1991).

2. Die „*Revolution in der Säuglingsforschung*“

In den letzten zehn Jahren hat auf dem Gebiet der Säuglingsforschung eine erstaunliche Entwicklung stattgefunden. Die Literatur zu diesem Themenbereich ist geradezu exponentiell angewachsen. In vielen Beiträgen ist von einer „*Revolution der Säuglingsforschung*“ die Rede. Durch neue Fragestellungen und verfeinerte Untersuchungsmethoden ist es gelungen, eine Vielzahl gesicherter Befunde über die Wahrnehmungs-, Diskriminierungs- und Interaktionsfähigkeiten des Säuglings zu sammeln, die in ihrer Gesamtheit wiederum Rückschlüsse auf das subjektive Welterleben in jenen frühesten Lebensphasen zulassen und die insgesamt zu einem dramatischen Wandel des Bildes vom Säugling geführt haben. Jüngst haben diese neuen Erkenntnisse sogar die Aufmerksamkeit der Journalisten erregt. Die Zeitschrift LIFE brachte als Titelseite einen Wissenschaftsreport mit der Überschrift: „*The Amazing Minds of Infants*“ und leitete diese mit dem Satz ein: „... babies are like little scientists, constantly exploring the world around them, with innate abilities we're just beginning to understand“ (GRUNWALD 1993, S. 46f.).

Insbesondere in der psychoanalytischen Fachdiskussion haben die Forschungsergebnisse eine außerordentlich große Resonanz gefunden. Es scheint in der Tat so zu sein, daß hier, im Bereich der Säuglingsforschung, zum ersten Mal in der Geschichte der Psychoanalyse Ergebnisse empirisch-experimenteller entwicklungspsychologischer Forschung auf breiter Front zu einer Revision traditioneller Konzepte führen. „*Psychoanalyse ist essentiell Entwicklungspsychologie*“ (DORNES 1993, S. 20), d. h., der genetische, entwicklungspsychologische Aspekt spielt für alle Bereiche der Psychoanalyse eine enorm wichtige Rolle. Insbesondere auch für die praktische klinische Arbeit sind die theoretischen Vorstellungen, die der Analytiker über die Erlebnisweisen und Entwicklungsprozesse der frühen Kindheit im Kopf hat, von großer Bedeutung, denn sie steuern maßgeblich die dort zu leistende Verstehens- und Rekonstruktionsarbeit.

So fanden dann quer durch alle psychoanalytischen Fachkongresse und Fachzeitschriften intensive Diskussionen darüber statt, welche Bedeutung den neueren Ergebnissen der entwicklungspsychologischen Säuglingsforschung für Theorie und Praxis der Psychoanalyse zukommt (SANDER 1980; EMDE 1981, 1991; SCHÜSSLER/BERTL-SCHÜSSLER 1989; KÄCHELE 1989; KÖHLER 1990, 1992; BAUMGART 1991; LICHTENBERG 1991; STERN 1992; LUDWIG-KÖRNER 1993; DORNES 1993). Dabei ist von einer „*Erschütterung der Fundamente*“ die Rede (EMDE 1981, S. 179), von einem „*neuen Licht*“, in dem Entwicklung und Beziehung gesehen werden müßten (KÄCHELE 1989), von der „*Herausforderung*“, die die Befunde der Kleinkindforschung für die Psychoanalyse darstellten (LICHTENBERG 1991, S. 3; BOHLEBER 1991, S. 742), und es wird offen die Frage

gestellt, ob aufgrund der Ergebnisse der empirischen Säuglingsforschung eine „Revision“ der psychoanalytischen Theorien der frühen Kindheit notwendig sei (SCHÜSSLER/BERTL-SCHÜSSLER 1989). Andererseits haben in der Säuglingsforschung an „vorderster Front“ auch psychoanalytisch qualifizierte Forscher wie STERN und EMDE mitgearbeitet und stets darauf beharrt, daß die Ansammlung bloßer Verhaltensdaten, so erstaunlich diese sein mögen, unzureichend sei, daß es vielmehr darauf ankomme, auf der Grundlage dieser empirischen Daten einerseits, mit Hilfe von Empathie und klinischer Erfahrung andererseits, umfassendere Konzepte über die „Lebenserfahrung“, die das Kleinkind auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen macht, zu entwerfen. Es geht ihnen gewissermaßen darum, die Beschreibungen des „klinisch rekonstruierten Säuglings“, wie sie in den psychoanalytischen Theorieansätzen entwickelt wurden, und die Beschreibungen des „beobachteten Säuglings“, wie sie in der neueren experimentellen Säuglingsforschung erscheinen, aufeinander zu beziehen und sie miteinander kompatibel zu machen. STERN hat das Verhältnis beider Ansätze zueinander folgendermaßen beschrieben: „Der klinisch rekonstruierte Säugling haucht dem beobachteten subjektives Leben ein, während der beobachtete Säugling auf allgemeine Theorien verweist, auf deren Grundlage man das subjektive Leben des rekonstruierten Säuglings nachträglich erschließen kann“ (STERN 1992, S. 30).

Es ist hier weder der Raum, um alle Theoriekonzepte, die in der Geschichte der Psychoanalyse zur frühkindlichen Entwicklung vorgetragen wurden, darzustellen, noch um auf alle differenzierten Untersuchungen und Befunde aus der inzwischen kaum mehr zu überblickenden empirisch-experimentellen Säuglingsforschung einzugehen. Ich möchte deshalb im folgenden nur

- einige exemplarische Experimente vorstellen, um einen Eindruck von der methodischen Raffinesse, die hier entwickelt wurde, zu vermitteln;
- zeigen, welche der traditionellen Vorstellungen der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie durch die neueren Befunde der Säuglingsforschung zunehmend in Frage gestellt werden;
- mit dem Ansatz von DANIEL STERN das wohl originellste und elaborierteste integrative Konzept zur Beschreibung der „Lebenserfahrung des Säuglings“ und der Entwicklungsstufen des Selbst vorstellen;
- zum Schluß noch einmal die Frage nach der Bedeutung all dieser Befunde für die pädagogische Anthropologie aufwerfen und in Stichpunkten die Grundmerkmale des neuen Bildes vom „kompetenten Säugling“ darstellen, in dem die Befunde der verschiedenen Forscher konvergieren.

2.1 Neue Zugänge zur Welt des Säuglings

Schon immer haben sich Menschen dafür interessiert, wie die innere Erlebenswelt des Säuglings beschaffen ist, was er wohl sieht, hört, spürt und wie er diese Empfindungen geistig verarbeitet. Die „Revolution in der Säuglingsforschung“ kam nach STERN dadurch zustande, daß man zu überlegen begann, wie man dem präverbalen Kind in geeigneter Form „Fragen“ stellen kann und welche seiner Reaktionen man möglicherweise als „Antworten“ interpretieren könn-

te. Ferner begann man sich auf jenen Zustand des Säuglings zu konzentrieren, der als „alert inactivity“, als wache Inaktivität, bezeichnet wird. Es handelt sich um jene Phasen, in denen die Säuglinge weder schlafen noch schreien, weil sie von Hunger oder Schmerzen gepeinigt werden, noch bei der Nahrungsaufnahme ganz auf das Saugen konzentriert sind, um jenen Zustand also, wo sie relativ ruhig sind und doch besonders wach und aufmerksam äußere Eindrücke in sich aufnehmen. Als Reaktionen, die u. U. als „Antworten“ interpretiert werden können, kommen in der frühesten Lebensphase vor allem das Kopfwenden, das Blicken und das Saugen in Betracht. Zu allen drei Antworttypen jeweils ein Beispiel:

Eine Frage, die seit jeher die Kleinkindforscher interessiert, ist die, ab wann eigentlich Säuglinge ihre Mutter aufgrund von visuellen, akustischen, olfaktorischen Wahrnehmungen von anderen Personen unterscheiden können. Ein sehr schlichtes und doch aussagekräftiges Experiment von MACFARLANE (1975) legt den Schluß nahe, daß Säuglinge schon von Anfang an zu einer solchen Unterscheidung in der Lage sind. Trotz noch geringer Kopfkontrolle sind Neugeborene in Rückenlage fähig, den Kopf nach links oder rechts zu wenden. Nun wurde einfach solchen auf dem Rücken liegenden Neugeborenen in Kopfhöhe auf der einen Seite eine Stilleinlage der Mutter, auf der anderen Seite eine Stilleinlage einer fremden Frau ins Bettchen gelegt, und siehe da, die Neugeborenen wandten ihren Kopf zuverlässig zu der Seite hin, auf der die Stilleinlage der eigenen Mutter lag. Eine Reaktion, die als deutlicher Hinweis darauf interpretiert werden darf, daß sie die Milch der Mutter und damit wohl auch die Mutter selbst am Geruch erkennen und diesen vertrauten Geruch gegenüber dem einer fremden Frau bevorzugen.

Ein grundlegendes Problem für das Verständnis der menschlichen Entwicklung besteht in der Frage, wie wir dazu kommen, die Eindrücke, die uns durch die verschiedenen Sinneskanäle vermittelt werden, zu koordinieren, etwa auditive und visuelle Wahrnehmungen aufeinander zu beziehen. Dies ist ein so selbstverständliches Merkmal unserer Erfahrungen, daß man zunächst kaum versteht, inwiefern hier überhaupt ein Entwicklungsproblem vorliegen soll. Aber wie kommt das Kleinkind zu der Erkenntnis, daß die Laute, die es hört, mit den Bewegungen des Gesichts, das es sieht, zu tun haben? Muß es diesen Zusammenhang erst lernen, oder ist er von Geburt an gegeben? Ein recht trickreiches Experiment hierzu stammt von SPELKE (1979). Er hat drei bis vier Monate alten Säuglingen auf zwei nebeneinanderstehenden Monitoren gleichzeitig zwei verschiedene Filme gezeigt. Solange kein Ton dazu vorhanden war, gab es bei den Säuglingen keine Präferenz (gemessen an der Blickdauer) für einen der Filme. Dann wurde über einen Lautsprecher, der zwischen den beiden Monitoren postiert wurde, abwechselnd der Ton des einen und des anderen Films eingeblendet, und die Säuglinge bevorzugten visuell nun deutlich denjenigen Film, der zu dem gehörten Ton paßte. In weiteren Versuchen (DODD 1979) zeigte sich, daß die Säuglinge sogar minimale zeitliche Verzögerungen in der Synchronisation bemerkten und exakt synchronisierte Filme eindeutig bevorzugten. Es gibt also bei Säuglingen sehr früh eine Fähigkeit, zusammengehörige Sinneseindrücke aus verschiedenen Sinneskanälen zu erkennen und sinnvoll aufeinander zu beziehen. Experimente mit Neugeborenen zur Integration von haptischen und visuellen Eindrücken lassen sogar den

Schluß zu, daß die Fähigkeit zur intersensorischen Koordination von Geburt an vorhanden ist (MELTZOFF/BORTON 1979).

Säuglinge saugen nicht nur, wenn sie Hunger haben, an der Brust oder am Fläschchen, sondern auch, wenn sie satt sind, kann man Saugbewegungen an den eigenen Fingern, an einem Stoffzipfel oder natürlich an einem Schnuller beobachten. Dieses nicht-nutritive Saugen hat man ebenfalls als „Antwortmöglichkeit“ der Säuglinge ausgenutzt, indem man ihnen Schnuller in den Mund steckte, die mit elektronischen Druckumwandlern ausgestattet waren. Diese waren wiederum mit dem Auslösemechanismus von Tonbandgeräten oder Diageräten verbunden und so geschaltet, daß sie dadurch, daß sie mit einer bestimmten Frequenz oder Intensität saugten, bestimmte auditive oder visuelle Wahrnehmungsangebote auswählen konnten. Aus diesen Experimenten ließen sich sehr deutliche Tendenzen der Wahrnehmungspräferenz des Säuglings ableiten. So zeigte sich, daß Säuglinge von Anfang an eine ausgeprägte Vorliebe für menschliche Stimmen und für menschliche Gesichter aufweisen. Es zeigte sich aber auch, daß Neugeborene die mütterliche Stimme (mit der sie ja aus der intrauterinen Zeit schon vertraut sind) erkennen und gegenüber anderen Stimmen bevorzugen (DE CASPER/FIFER 1980).

Des weiteren hat die Videotechnik und die damit gegebene Möglichkeit, Aufnahmen in beliebiger Wiederholung und Verlangsamung zu betrachten, Interaktionen gewissermaßen unter dem „Mikroskop“ zu studieren, zur Entwicklung hochdifferenzierter Analysetechniken geführt, bei denen etwa aus der Untersuchung der Gesichtsmimik Rückschlüsse auf die jeweilige Affektlage gezogen werden oder bei denen mit Hilfe zweier Kameras und eines geteilten Bildschirms, der simultan sowohl das mütterliche als auch das kindliche Verhalten zeigt, Mikrointeraktionsanalysen gemacht werden, um die subtile Feinabstimmung der beiden Interaktionspartner zu untersuchen.

2.2 Zur Kritik an den traditionellen psychoanalytischen Vorstellungen über die frühen Phasen der psychischen Entwicklung

Die wissenschaftliche Disziplin, die traditionell größtes Gewicht auf die frühkindlichen psychischen Entwicklungsprozesse gelegt hat und sich von Anfang an um ein besseres Verständnis der Ursprünge der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung bemühte, ist die Psychoanalyse. Da sie jedoch in ihrer wissenschaftlichen Weltanschauung und in ihrem Menschenbild sehr stark von den deterministischen Grundüberzeugungen ihres Begründers geprägt war, gerieten zwangsläufig auch die Vorstellungen von den frühkindlichen Entwicklungsprozessen in ein deterministisches Fahrwasser. Der Säugling erscheint bei FREUD in den ersten Lebensmonaten, in der Phase des sogenannten „primären Narzißmus“, als ein Wesen, das, durch eine „Reizschranke“ von äußeren Reizen abgekapselt, hauptsächlich von inneren Reizen, von Triebregungen gesteuert wird. Es gibt noch keine Ich-Organisation und noch kein „Objekt“, das als solches wahrgenommen wird. Neben dem Protoplasmatierchen, das seine Pseudopodien aussendet und wieder zurückzieht (FREUD GW Bd. X, S. 141), muß das Embryo im Hühnerei, das als Bild für den autistischen Zustand dient, als Vergleichsobjekt für das psychische Funktionsprinzip des Säuglings herhal-

ten (FREUD GW Bd. VIII, S. 232). In einer anderen Formulierung beschreibt FREUD den Säugling folgendermaßen: „Nicht wahr, das kleine Lebewesen ist ein recht armseliges, ohnmächtiges Ding gegen die übermächtige Außenwelt, die voll ist von zerstörenden Einwirkungen. Ein primitives Lebewesen, das keine zureichende Ich-Organisation entwickelt hat, ist all diesen Traumen ausgesetzt. Es lebt der ‚blinden‘ Befriedigung seiner Triebwünsche und geht so häufig an diesen zugrunde“ (FREUD GW Bd. XIV, S. 229).

In der psychoanalytischen Tradition gab es dann allerhand Umformulierungen und Neukonzeptionen für diese frühesten Entwicklungsprozesse, die aber doch allesamt mehr oder weniger an der Grundvorstellung festhielten, daß das Ich kein eigenes ursprüngliches Aktivitätszentrum, sondern entweder ein Differenzierungsprodukt aus dem Es oder einen intrapsychischen Niederschlag von Erfahrungen mit den Pflegepersonen, von „Objektbeziehungen“ also, darstelle.

Selbst SPITZ, der Pionier direkt beobachtender psychoanalytischer Säuglingsforschung, legte seinen Arbeiten noch ganz ausdrücklich die Auffassung FREUDS vom Neugeborenen als „einem im psychologischen Sinn undifferenzierten Organismus“ zugrunde. Dieser Organismus habe „noch kein Bewußtsein, keine Wahrnehmung (perception), keine Empfindung (sensation) und keine psychischen Funktionen, seien sie bewußt oder unbewußt“ (SPITZ 1969, S. 24).

Und auch MAHLER, PINE und BERGMANN, die die zweite Generation direkt beobachtender psychoanalytischer Kleinkindforschung repräsentieren, beziehen sich noch zustimmend auf FREUDS Vogelei-Metapher, um die psychische Befindlichkeit des Säuglings während der ersten Lebenswochen zu charakterisieren. Sie haben darüber hinaus für die erste Lebensphase den sicherlich irreführenden Ausdruck vom „normalen Autismus“ geprägt, da sich ihrer Meinung nach der Säugling in einem Zustand „halluzinatorischer Desorientiertheit“ befindet (MAHLER u. a. 1978, S. 60). Auf die Frage „Wer schafft wen?“ finden sich aber bei genauem Hinschauen in MAHLERS Werk bereits zwei verschiedene, ja diametral entgegengesetzte Antworten. Da heißt es einmal, und dieses Zitat repräsentiert wohl eher die Hauptströmung des Buches „Die psychische Geburt des Menschen“, „Es ist das spezifische unbewußte Bedürfnis der Mutter, das von den zahllosen Möglichkeiten des Kindes eben jene aktiviert, die für jede Mutter ‚das Kind‘ schaffen, das ihre eigenen *einzigartigen* und individuellen Bedürfnisse widerspiegelt“ (S. 81f.); da heißt es aber an anderer Stelle, eher versteckt in einer Fußnote, „die ‚Sendungskraft‘ des Kindes, seine angeborene Fähigkeit, die Art mütterlicher Zuwendung zu wecken, deren es bedarf“, sei als wichtiger Aspekt der „angeborenen Begabung“ im vorliegenden Werk „als selbstverständlich vorausgesetzt“ (S. 253).

Diesem bei MAHLER „als selbstverständlich vorausgesetzten“, aber kaum einer weiteren Erörterung bedürftig bzw. fähig befundenen Aspekt der frühkindlichen Entwicklung ist in der jüngeren Säuglingsforschung sehr viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden. DORNES hat das „alte“ und das „neue“ Bild des Säuglings plakativ gegenübergestellt: Während von ihm früher überwiegend „das Bild eines passiven, undifferenzierten und seinen Trieben ausgelieferten Wesens gezeichnet“ wurde, erscheint er nun „als aktiv, differenziert und beziehungsfähig, als Wesen mit Fähigkeiten und Gefühlen, die weit über

das hinausgehen, was die Psychoanalyse bis vor kurzem für möglich gehalten hat“ (DORNES 1993, S. 21).

So wurden die adultomorphen und pathomorphen Tendenzen, die die bisherigen psychoanalytischen Vorstellungen über die frühe Kindheit prägten, von verschiedenen Autoren sehr nachdrücklich kritisiert. Adultomorphisierung meint dabei einerseits die Neigung, die Eigenschaften des Kleinkindes als defizitäre Formen von vergleichbaren Eigenschaften des Erwachsenen zu betrachten, indem man es beispielsweise generell als „undifferenziert“ oder „desorientiert“ beschreibt, andererseits aber auch die Neigung, ihm allerhand an komplexen Phantasien und sinisternen Absichten zu unterstellen, wie das etwa in der Konzeption MELANIE KLEINS der Fall ist, ohne zu bedenken, daß die spezifischen kognitiven Fähigkeiten, die dafür erforderlich wären, insbesondere die Fähigkeit zur Symbolbildung, im ersten Lebensjahr noch gar nicht entwickelt sind.

Als Pathomorphisierung wird die Tendenz kritisiert, frühe Stadien in der normalen Entwicklung des Kleinkindes in Begriffe zu fassen, die sich aus Hypothesen über die Entstehung psychischer Krankheiten des Erwachsenenalters herleiten. So etwa, wenn in MAHLERS Konzept von einer „normalen autistischen Phase“ die Rede ist oder wenn KLEIN zwischen einer „paranoid-schizoiden“ und einer „depressiven Position“ in der normalen Entwicklung des ersten Lebensjahres unterscheidet.

In ausführlicher und systematischer Form hat PETERFREUND 1978 diese beiden Tendenzen als die „zwei fundamentalen Trugschlüsse“, die für das psychoanalytische Denken besonders charakteristisch seien, kritisiert. Entschieden wendet er sich gegen die Tendenz, normale kindliche Entwicklungsstufen mit der Begrifflichkeit der Erwachsenenpsychopathologie zu belegen, und meint, es mache genausowenig Sinn, von einer „normalen autistischen Phase“ des Säuglings zu reden wie von einer „normalen aphasischen Phase“. Er gibt gegen die dahinterstehenden Denkmuster von Fixierung und Regression, also die Vorstellung, daß es sich bei jenen psychischen Krankheitsbildern der Erwachsenen um eine Rückkehr zu frühkindlichen Entwicklungsstufen handle, zu bedenken, daß es höchst unwahrscheinlich sei, daß ein hochkomplexes System, wie die Psyche des Menschen, bei seinem Zusammenbruch genau den Weg seiner Entstehungsgeschichte zurückverfolge. Deshalb könne aus der Beobachtung solcher pathologischer, „regressiver“ Veränderungsprozesse nur sehr bedingt auf die realen Verhältnisse zur Frühzeit der psychischen Entwicklung zurückgeschlossen werden.

Wie in PETERFREUNDS Kritik an der „normalen autistischen Phase“ schon angedeutet, ist im Zusammenhang mit der kritischen Überprüfung von Entwicklungstheorien auch das Konzept von MAHLER u. a., das für die letzten beiden Dekaden wohl das dominierende psychoanalytische Modell für die psychische Entwicklung darstellte, in Frage gestellt worden. Nicht nur wegen der beschriebenen pathomorphisierenden Tendenzen, sondern vor allem deshalb, weil darin nach heutigem Kenntnisstand die Fähigkeiten des Säuglings weit unterschätzt und seine Befindlichkeit, sein subjektives Welterleben möglicherweise erheblich verzerrt dargestellt wurden. Neben dem Postulat der „normalen autistischen Phase“ in den ersten Lebenswochen, in welcher die Aufmerksamkeit des Säuglings noch ganz nach innen, auf die Körperempfindungen,

gerichtet sei und er die Mutter und die Außenwelt noch gar nicht wahrnehme, bestand eine weitere zentrale These von MAHLERS Konzept in der Behauptung einer „symbiotischen Phase“ im ersten Lebenshalbjahr. Das wesentliche Merkmal der Symbiose ist nach MAHLER „die halluzinatorisch-illusorische somatopsychisch omnipotente Fusion mit der Mutter und insbesondere die illusorische Vorstellung einer gemeinsamen Grenze der beiden in Wirklichkeit psychisch getrennten Individuen“ (MAHLER u. a. 1978, S. 63f.). DORNES kommt nach einer durchaus fairen Diskussion der inzwischen schon recht zahlreichen Beiträge, die sich auf dem Hintergrund der neuen Forschung mit MAHLERS Konzept auseinandersetzen, zu dem Resümee: „MAHLERS Konzept der Symbiose ist im Licht der bisher dargestellten Fähigkeiten des Säuglings unhaltbar“ (DORNES 1993, S. 75; ähnlich STORK 1986, S. 28; KÄCHELE 1989, S. 246).

Der Begriff der Symbiose, der durchaus einen Sinn macht, wenn man ihn als Ausdruck der feinen Abgestimmtheit, der großen wechselseitigen emotionalen Bedeutsamkeit und der empathischen Verschränkung zwischen Mutter und Kind versteht, führt in Aporien, wenn man ihn, wie im Konzept MAHLERS, als Unfähigkeit zur Differenzierung zwischen Ich und mütterlichem Objekt und als Phantasie, als mentale Repräsentation von der Verschmolzenheit mit diesem „Objekt“ interpretiert.

2.3 Entwicklungsstufen des Selbstempfindens

Bei dem Buch „Die Lebenserfahrung des Säuglings“ des Psychoanalytikers und Entwicklungspsychologen STERN handelt es sich um einen imposanten Versuch, auf der Grundlage des gesamten neuen experimentalpsychologischen Wissens über die Wahrnehmungs- und Reaktionsweisen des Säuglings einerseits und klinisch-psychoanalytischer Erfahrung andererseits ein kohärentes Bild der psychischen Entwicklung in den ersten beiden Lebensjahren zu entwerfen. Es stellt eine erstaunliche integrative Leistung dar, und ich vermute, daß DORNES mit seiner Einschätzung recht hat, daß dieses Werk in den kommenden zehn Jahren die Diskussion zu diesem Thema in ähnlicher Art und Weise beherrschen wird, wie die Werke von SPITZ und MAHLER dies in den vergangenen Dekaden getan haben.

Zentrales Thema von STERN ist die Entwicklung des „Selbstempfindens“, also jenes „Sich-selbst-Fühlens“, von dem schon KANT gesprochen hatte, das dem bewußten und reflexiven „Sich-selbst-Denken“ vorausgeht (vgl. KANT 1983, S. 37). STERN unterscheidet dabei vier Stufen in der Entwicklung des Selbstempfindens, denen gleichzeitig je unterschiedliche Formen der sozialen Bezogenheit entsprechen. Dabei betont er nachdrücklich, daß es sich bei dieser Einteilung nicht um Phasen handelt, die nacheinander durchlaufen werden in dem Sinn, daß mit dem Erreichen der jeweils nächsten Phase die vorhergegangenen Formen der Selbstempfindung aufgegeben würden. Vielmehr handelt es sich um durch Reifungsprozesse ermöglichte „Quantensprünge“, die immer komplexere subjektive Perspektiven auf die Empfindung des Selbst und des anderen ermöglichen, die die früheren, basaleren Formen des Selbstempfindens aber jeweils in sich einschließen.

In bezug auf die ersten beiden Lebensmonaten spricht STERN von dem „*Empfinden des auftauchenden Selbst*“. Hier geht es um die Entdeckung erster Regelmäßigkeiten, Zusammenhänge, Ordnungen im Kosmos, der den Säugling umgibt. Besonders bedeutsam hierfür sind nach STERN sogenannte „Vitalitätseffekte“, Intensitätskonturen wie „stark“, „schwach“, „gleichförmig“, „heftig“, „anschwellend“, „ruckartig“, „fließend“, „verblässend“ etc., die sowohl Bewegungen als auch Lauten als auch erlebten Affekten eigen sein können. Als Beispiel für die Ausdruckskraft von „Vitalitätseffekten“ nennt STERN den abstrakten Tanz und die Musik. Es gibt deutliche Hinweise darauf, daß Säuglinge eine besonders feine Antenne für jene expressiven Merkmale von Bewegungen, Gesten, Stimmen und Stimmungen haben. Da sie von Geburt an über die Fähigkeit zur intrasensorischen Koordination verfügen, ist es sehr wahrscheinlich, daß die ersten Ordnungen, Zusammenhänge, deren sie subjektiv gewahr werden, sich auf solche expressiven Merkmale ihrer Umgebung beziehen. „Wie der Erwachsene den Tanz, so erlebt der Säugling seine soziale Welt in erster Linie als Welt der Vitalitätseffekte“ (STERN 1992, S. 87f.). Das heißt, wenn die Mutter ihren Säugling, um ihn zu beruhigen, sanft wiegt, ihn am Kopf streichelt und ihm tröstend zuspricht, dann haben die kinästhetischen, die haptischen und die auditiven Empfindungen ähnliche Muster. Das Kind merkt, daß sie zusammengehören, es kann sie gewissermaßen zu einer „Gestalt der tröstenden Mutter“ integrieren, und es spürt vielleicht auch, daß diese äußeren Konturen mit der Veränderung seines eigenen inneren Zustandes, mit der Beruhigung, die es erlebt, zusammenpassen. Und gerade dieses Auftauchen von Zusammenhang, von Organisation bedeutet gleichzeitig das Auftauchen der Empfindung des eigenen Selbst. So wie auch später jede kognitive Entdeckung von Struktur in der äußeren Welt, jedes Aha-Erlebnis gleichzeitig eine Entdeckung des eigenen Geistes darstellt. Freilich gibt es auf der frühen Stufe des „auftauchenden Selbstempfindens“ noch keine reflexive Bewußtheit im Sinne eines „Ich-bin-es“, das Kind, das diese Empfindungen hat.

STERN beschreibt dann die dramatischen Veränderungen, die sich mit dem Kind im Alter von zwei bis drei Monaten vollziehen und die schließlich ihren prägnantesten Ausdruck im neu auftauchenden sozialen Lächeln finden. Ab diesem Zeitpunkt beginnt das, was er die „*Empfindung eines Kern-Selbst*“ nennt. Der Säugling macht nun auch auf die Eltern zunehmend den Eindruck einer „richtigen kleinen Persönlichkeit“, er scheint „die interpersonale Bezogenheit unter einer organisierenden Perspektive zu erleben und zu gestalten, die den Eindruck eines integrierten Empfindens seiner selbst als körperlichem Wesen erweckt, das vom anderen getrennt ist, über Kohärenz verfügt, seine eigenen Handlungen und Affekte kontrolliert, ein Kontinuitätsempfinden besitzt und andere Personen als von ihm selbst getrennte, eigenständige Interaktionspartner wahrnimmt“ (S. 104). Mit großer Genauigkeit und Übersetzungskraft beschreibt STERN, warum man davon ausgehen muß, daß sich der Säugling spätestens jetzt als von der Mutter klar unterschiedene körperliche Einheit empfindet. Es lassen sich nun schon deutlich gerichtete motorische Aktivitäten beobachten, etwa das Greifen nach einem Gegenstand oder das Schlagen an die Stäbe des Gitterbettchens. Solche intentionalen Aktivitäten sind von einem „Willensgefühl“ und von einem „propriozeptiven Feedback“

begleitet. Es fühlt sich für ein Kind einfach unterschiedlich an, ob es selbst, aufgrund eigener Urheberschaft, seine Arme bewegt oder ob die Mutter beim Spiel seine Arme bewegt. Zwar hat es beide Male das propriozeptive Feedback der Bewegung, im zweiten Falle fehlt aber das spezifische Willensgefühl, selbst Auslöser der Bewegung zu sein.

Ein weiterer Aspekt der Empfindung des Kern-Selbst ist nach STERN die „Selbstkohärenz“. Er beschreibt minutiös, aus welchen Elementen seiner Erfahrungswelt sich in jener Phase das Gefühl, eine zusammenhängende physische Einheit, ein Zentrum von Handlungen und Empfindungen zu sein, entwickelt und wie dies durch die zunehmenden Gedächtnisleistungen zu einer Kontinuität des Selbstgefühls in Raum und Zeit integriert wird. Während MAHLER u. a. in jener Phase von einer psychischen Symbiose ausgingen, aus der heraus sich erst allmählich das Gefühl der separaten Existenz differenziert, führt STERN zahlreiche Belege dafür an, daß es wohl angemessener ist, sehr viel früher von einem Gefühl der eigenen Körpergrenzen und einer Empfindung der Unterschiedenheit auszugehen, und daß gerade diese Wahrnehmung der Getrenntheit die Basis ist für die große soziale Offenheit, für das sich allmählich entwickelnde typische Bindungsverhalten und für die intensiven freudigen Gemeinsamkeitserlebnisse des Kindes, die man etwa beim „Guck-Guck-Da“-Spiel beobachten kann. Freilich passiert auch all dies noch auf einer präreflexiven Stufe. Der Säugling macht eine Vielzahl von Wahrnehmungen und hat Empfindungen, die ihm das Gefühl vermitteln, eine zusammenhängende Einheit, ein Zentrum von Aktivität, ein Verursacher von Wirkungen zu sein, und er erlebt vermutlich in der direkten Interaktion die Mutter ebenfalls als Einheit, als vertrautes Wesen mit typischen Konturen in ihren Bewegungen, ihrer Stimme, ihrer Mimik, aber er kann nicht im reflexiven Sinn über sich selbst oder die Mutter oder gar ihr Verhältnis zueinander nachdenken.

Ein hochbedeutsamer Entwicklungsschritt in diese Richtung, in die Welt der Gedanken, vollzieht sich etwa im Alter von sieben bis neun Monaten. STERN spricht nun vom Auftauchen des *Empfindens eines subjektiven Selbst*. Das Kind macht nun die Entdeckung einer eigenen inneren Welt und gleichzeitig die, daß auch andere Menschen über eine solche innere Welt, über Gefühle, Gedanken, Absichten verfügen und daß es möglich ist, den anderen an dieser inneren Welt teilhaben zu lassen. Die Entdeckung der Subjektivität vollzieht sich also gleichzeitig mit der Entdeckung der Intersubjektivität. Die Gesten und Laute des Säuglings, die bislang eher den Charakter des Ausdrucks von Spannungen, von Stimmungen oder von Bedürfnissen hatten, bekommen nun in einem viel deutlicheren Sinn den Charakter von Mitteilungen über Ereignisse und Dinge. Der Säugling zeigt auf Gegenstände und will damit ganz offensichtlich die Aufmerksamkeit der Mutter darauf lenken. Wenn die Mutter auf etwas im Raum zeigt, dann blickt er nicht mehr auf die zeigende Hand, sondern folgt der imaginären Linie ihrer Hand, ja, er nimmt zunehmend auch schon die Blickrichtung seiner Bezugsperson wahr und wendet selbst seinen Blick dorthin, d. h., er versucht am Aufmerksamkeitsfokus einer anderen Person teilzuhaben. Wenn er bei seinen Explorationen der Umwelt auf unvertraute Gegenstände stößt oder in unsichere Situationen gerät, dann versucht er nun, Blickkontakt mit der Mutter aufzunehmen, und je nachdem, ob sie ein freundlich ermutigendes oder aber ein ängstlich erschrockenes Gesicht macht, wird er

selber unterschiedlich reagieren. Er versteht also, daß der Affektausdruck im Gesicht seiner Mutter Hinweis für einen inneren Zustand ist und daß dieser Ausdruck ihm zur Orientierung in seiner eigenen Einschätzung der Situation dienen kann. Er ist also in der Lage, den Gefühlszustand seiner Mutter zu erkunden und seine eigenen Gefühle daran auszurichten.

Den nächsten „Quantensprung“ in der Entwicklung des Selbstempfindens und in der Entwicklung der sozialen Bezogenheit setzt STERN mit etwa einhalb Jahren an, und er nennt die neu hinzukommende Dimension die des „verbalen Selbst“. Damit ist auf einen entscheidenden Entwicklungsfortschritt dieser Phase verwiesen: Fast explosionsartig setzt nun das Verständnis der verbalen Sprache und wenig später auch der aktive Umgang mit ihr ein. Hinzu kommt die Fähigkeit zum symbolischen Handeln, die zum ersten Mal die Möglichkeit eröffnet, die Realität zu transzendieren, sie nach Maßgabe der eigenen Wünsche und Phantasien im Spiel umzugestalten. Die „Revolutionierung des Selbstempfindens“ (STERN 1992, S. 234), die nun stattfindet, läßt sich auch am Verhalten des Kindes vor dem Spiegel veranschaulichen:

„Bis zum Alter von achtzehn Monaten scheinen Kinder nicht zu wissen, daß sie im Spiegel ihr eigenes Bild sehen. Nach dem achtzehnten Lebensmonat wissen sie es. Das kann man nachweisen, indem man unauffällig, also ohne daß die Kinder es merken, auf ihrem Gesicht einen roten Fleck anbringt. Wenn die kleineren Kinder nun ihr Spiegelbild erblicken, zeigen sie auf den roten Fleck im Spiegel, nicht auf sich selbst. Sind sie etwa achtzehn Monate alt, so tasten sie nach dem roten Fleck im eigenen Gesicht, statt auf den Spiegel zu zeigen. Sie wissen nun, daß sie ‚objektiviert‘, d. h. in einer Form repräsentiert werden können, die außerhalb des subjektiv empfundenen Selbst existiert“ (S. 235).

Weitere deutliche Hinweise für das Auftauchen dieses „objektiven Selbst“ sind auch die nun auftauchenden verbalen Bezeichnungen für die eigene Person, seien dies Personalpronomina wie „ich“, „mein“, „mich“ oder auch der häufig in dieser Funktion vorausgehende Eigenname. So wie der Spiegel das Selbst jenseits der subjektiven Empfindung visuell repräsentiert, so repräsentieren diese Benennungen das Selbst verbal als objektivierte Einheit. In dieses Alter fällt auch die Erkenntnis der eigenen Geschlechtszugehörigkeit und damit die erste subjektive Bewußtheit einer objektiven Kategorisierung des eigenen Selbst in einem Schema unterschiedlicher Klassen.

Soweit in grober Verkürzung die Grundzüge des in Wirklichkeit hochdifferenzierten Konzepts von STERN. Wenngleich auch er von vier Arten oder Dimensionen des „Selbst“ spricht, so denke ich doch, daß er mit seinem Ansatz, die Anfänge der Persönlichkeitsentwicklung zu beschreiben, nicht dem von PETERFREUND geäußerten „Homunculisierungsvorwurf“ unterliegt. Denn er hält sich mit metapsychologischen Annahmen ausgesprochen zurück. Sein Interesse gilt nicht dem Fluß psychischer Energien oder dem Wechselspiel hypothetischer Instanzen oder anderer Bestandteile eines psychischen „Apparats“ und auch nicht den „Niederschlägen“ oder „Repräsentanzen“ von Objektbeziehungen, die dann gewissermaßen als magische Entitäten ihr Eigenleben in der Psyche führen, sondern es geht ihm darum, Entwicklungsschritte so zu beschreiben, daß man als Leser trotz der enormen Probleme, die dem gegenüberstehen, tatsächlich eine Vorstellung davon gewinnen kann, wie das subjektive Selbst- und Welterleben in jenen ersten Lebensepochen beschaffen

sein mag, in welchen Etappen der „Urknall des psychischen Universums“ beim Menschen stattfindet. Es geht ihm darum, aus einer sorgfältigen Analyse der spezifischen Erfahrungen, die der Säugling auf den jeweiligen Stufen seiner kognitiven Reife machen kann, ein Gesamtbild des subjektiven Erlebens in jener Phase zu rekonstruieren.

3. Welche Relevanz haben die Forschungen über die Anfänge der menschlichen Subjektivität für die pädagogische Anthropologie?

Pädagogische Anthropologie hat den Menschen als Kind, als sich entwickelndes, lernendes, sich selbst bildendes Wesen zum Gegenstand. Alles Nachdenken darüber, wie die persönlichkeitsprägenden Entwicklungs-, Lern- und Bildungsprozesse beschaffen sind, welchen relativen Einfluß die genetischen Anlagen, die ermöglichenden und beschränkenden sozialen Erfahrungen bzw. die eigenschöpferischen und spontanen Leistungen dafür haben, verweisen auf das Subjekt, das diese verarbeitet bzw. das diese hervorbringt. Und wenn man dieses realitätsverarbeitende Subjekt nicht einfach als metaphysische Gegebenheit betrachten will, sondern realistischerweise davon ausgeht, daß es selbst wiederum eine Entwicklung durchmacht, gerät der Blick fast zwangsläufig in jene regressive Spirale, an deren Ende die Frage nach den Anfängen der menschlichen Subjektivität und die Frage nach der Genese der komplexeren Formen des Selbst- und Welterlebens stehen.

In folgenden Stichpunkten soll versucht werden, den heutigen Erkenntnisstand zu diesen Fragen zusammenzufassen und damit die Grundmerkmale des neuen Bildes vom Säugling darzustellen:

- Nicht das Prinzip der Reizvermeidung, der Spannungsabfuhr oder das Lust-Unlust-Prinzip stellt den Motor der frühen Entwicklung dar, sondern der Mensch ist von Anfang an ein Wesen, das von innen heraus Aktivität entfaltet, Stimulation sucht, Erfahrungen ordnet.
- Es scheint so, daß weniger die „dramatischen“ Situationen im Leben des Säuglings, etwa wenn das Hungergefühl drängend wird und zu Zuständen großer Erregung führt oder wenn dann beim Stillen alle Aufmerksamkeit auf den Saugakt, die „Triebbefriedigung“, konzentriert ist, diejenigen Phasen sind, die für die psychische Entwicklung zentral sind, sondern daß gerade den bisher eher vernachlässigten Zeiten aufmerksamer, gesättigter Wachheit und niederer Spannung eine ganz bedeutende Rolle zukommt. Sowohl die entspannten interaktiven Situationen, in denen Mutter und Kind direkt aufeinander bezogen sind, als auch die sogenannten „Spielräume“ (vgl. SANDER 1983), jene Phasen, in denen das Kind „in Gegenwart der Mutter allein“ ist (vgl. WINNICOTT 1974), in denen es mit Händen und Blicken und Lauten sich selbst und seine Umwelt exploriert, in denen es nicht von übermächtigen physiologischen Bedürfnissen determiniert ist, sondern in denen es Wahlmöglichkeiten hat, in denen es spontan eigene Aktivitäten hervorbringen kann, in denen es den Modulationen der eigenen Laute nachlauschen oder die Wirkung eigener Bewegungen beobachten kann, erhalten damit einen besonderen Stellenwert für die psychische Entwicklung.

- Der neugeborene Säugling bringt eine kognitive Ausstattung mit auf die Welt, die es ihm ermöglicht, schon relativ differenzierte Wahrnehmungen zu machen, in Interaktion mit der belebten und unbelebten Umwelt zu treten, in gewissem Grad sogar seine eigene Befindlichkeit zu regulieren. Er verfügt von Anfang an über eine ganzheitliche psychische Organisationsstruktur, die sich nicht erst allmählich aus inselhaften disparaten Elementen zusammenfügt. Er ist schon mit wenigen Wochen in der Lage, mimische Gesten zu imitieren, Präferenzen zwischen visuellen und akustischen Reizangeboten zu äußern, verschiedene Wahrnehmungsmodalitäten miteinander zu koordinieren, sie der entsprechenden Quelle zuzuordnen und eventuelle Unstimmigkeiten wahrzunehmen. Er ist nicht nur fähig, sondern allem Anschein nach auch hoch motiviert, sich seine Umwelt vertraut zu machen, aktiv auf sie einzuwirken und Zusammenhänge zwischen seinem eigenen Verhalten und der Umwelt zu entdecken.
- Seine frühe Erlebenswelt zerfällt vermutlich nicht einfach in zwei gegensätzliche Kategorien, in „nur gute“ und „nur schlechte“ Erfahrungen, sondern er erlebt wohl von Anfang an eine breitere und abgestuftere Palette lustvoll-unlustvoller Erfahrungen. Auch das Affektleben des Säuglings ist schon in den ersten Monaten weit differenzierter, als bisher angenommen. Die mimischen Ausdrucksformen verschiedener Primäraffekte wie Schmerz, Ärger, Ekel, Überraschung, Interesse, Freude und Traurigkeit lassen sich bereits im ersten Lebenshalbjahr nachweisen, und es gibt gute Gründe dafür anzunehmen, daß auch die entsprechenden basalen Gefühlsqualitäten vom Säugling subjektiv unterschiedlich empfunden werden.
- Soziale Bindungen an die Betreuungsperson entstehen nicht erst aus dem nutritiven Zusammenhang, quasi als sekundäre Abkömmlinge oraler Triebbefriedigung, sondern das Bindungsmotiv stellt ein autonomes, biologisch verankertes, wichtiges primäres Entwicklungsmotiv dar. Nicht die „gute“ oder die „böse“ Brust stellt das erste bedeutsame Objekt für das Kind dar, sondern von Anfang an kommt dem menschlichen Gesicht die größte Aufmerksamkeit zu und stellt die Face-to-face-Interaktion die wichtigste und affektiv bedeutsamste Form der Bezogenheit dar.
- In den ersten Lebensmonaten entwickelt sich zwischen dem Kind und der Mutter ein hochdifferenzierter Abstimmungsprozeß, bei dem das Kind keineswegs nur passiv oder reaktiv ist, sondern diese frühe Kommunikation hat ausgesprochen reziproken, intersubjektiven, „dialogischen“ Charakter.
- Wurden die Fähigkeiten des Kleinkindes in der herkömmlichen psychoanalytischen Entwicklungspsychologie in vielen Beziehungen unterschätzt, so wurden sie in einer spezifischen Hinsicht überschätzt: Das Kind ist aller Wahrscheinlichkeit nach in den ersten eineinhalb Lebensjahren noch nicht in der Lage, sich ein Objekt trotz seiner Abwesenheit bildlich vorzustellen, es ist folglich auch kaum zur „halluzinatorischen Wunscherfüllung“ fähig. Es ist überhaupt in weit höherem Maße als bisher angenommen „Realist“, und die Annahme, daß die maßgeblichen subjektiven Erfahrungen des Säuglings den Charakter realitätsentstellender Phantasien haben, scheint höchst fragwürdig. „Es gibt kein ‚Umphantasieren‘ der Realität unter dem Einfluß von Ängsten oder Bedürfnissen, sondern höchstens ein Leiden an der Realität unter dem Eindruck unbefriedigter Bedürfnisse“ (DORNES 1993, S. 193).

Besser als alle theoretischen Erläuterungen kann wohl ein konkretes Beispiel aus der Säuglingsforschung das Augenmerk auf den eigenschöpferischen Charakter der frühen Entwicklung richten, darauf, wie schon der Säugling sein „Selbstwerden“ (BITTNER 1981a) aktiv betreibt, darauf, „was das Kind selber will, was es selber wählt, was es selber hervorbringt, was es selber gestaltet, was es selber aus sich macht“ (BÖHM 1992, S. 28):

„Ein dreimonatiges Mädchen erlebt erstmals ein ihm zunächst unerreichbares Mobile aus hölzernen Klangstäben, das in regelmäßigen Abständen vom Beobachter in Bewegung gesetzt und dadurch zum Klingen gebracht wird. Das anfänglich lebhaftes Interesse für diese Stimulation äußert sich in Zuwendung und Orientierungsreaktionen; es sinkt bereits nach drei Wiederholungen, d. h. nach einer Minute, deutlich ab und ist nach drei Minuten erloschen (Habituatation). Das Baby wendet sich ab. Bringt man darauf das Mobile in Reichweite der Händchen, so daß das Baby die erwünschten Effekte durch eigene Bewegungen hervorrufen kann, so ändert sich das Verhalten dramatisch. Das Interesse wird erneut und intensiver als zuvor mobilisiert. Das Baby exploriert zunächst mit konzentrierter Aufmerksamkeit, was es mit den Stäben anfangen kann. Bei den ersten hörbaren Erfolgen seiner Manipulationen kommt es zu allgemeiner motorischer Aktivierung und zu positiven Vokalisationen. Zunehmende Kontrolle über das Spielzeug führt zu freudiger Erregung und zu offenkundigem Vergnügen. Trotz erster Zeichen von Erschöpfung nach zehn Minuten ununterbrochenen Spiels setzt das Kind seine Betätigung fort und äußert beim Erproben immer neuer Varianten unverminderte Freude an den Erfolgen. Selbst als sich infolge der anhaltenden Aufregung Äußerungen von Unbehagen kundtun, bleibt das Bedürfnis zur Fortsetzung des Spiels erhalten, was in Mimik und Gestik als Ambivalenz zum Ausdruck kommt. Erst nach 27 Minuten scheinen die Grenzen der physiologischen Belastbarkeit erreicht zu sein. Erschöpft verdrängt das Baby das attraktive Spielzeug aus dem Blickfeld und wendet sich schließlich endgültig davon ab“ (PAPOUŠEK 1989, S. 113).

Jene neueren Ergebnisse der Kleinkindforschung scheinen somit geeignet, die von verschiedenen anthropologischen und pädagogischen Positionen eher axiomatisch bzw. intuitiv vorgetragenen Thesen, daß der Mensch zu keinem Zeitpunkt einfach als Produkt innerer oder äußerer Determinanten zu verstehen sei, sondern daß er von Anfang an aktiv und schöpferisch seine eigene Entwicklung vorantreibt und daß Erziehung nicht als kausales Einwirken, sondern nur als dialogisches Geschehen zwischen zwei Subjekten zu verstehen sei, einerseits der Grundaussage nach zu bestätigen, sie jedoch gleichzeitig in vielfacher Hinsicht zu differenzieren und zu präzisieren.

Während im allgemeinen in der Pädagogik das „Dialogische“ im Eltern-Kind-Verhältnis eher postuliert, gefordert, beschworen wird, aber weniger Interesse dafür besteht, wie denn de facto solche Dialoge ablaufen, haben die Kleinkindforscher sehr nachdrücklich ihren forschenden Blick auf diese interaktive Wirklichkeit gerichtet.

Und das Zustandekommen und Funktionieren dieses Dialogs ist keineswegs selbstverständlich angesichts der „... ungeheuren Inkongruenz der beiden Partner – hier ein Baby, das die Sprache nicht versteht und das effektiv nur durch sein Schreien auf sich aufmerksam macht, – und dort die Mutter, mit ihrem unendlichen Vorsprung an integrierter Erfahrung und ihrer unwiderstehlichen Neigung, mit dem Baby zu sprechen“ (PAPOUŠEK 1989, S. 114).

Und dennoch funktioniert dieser Dialog in einer harmonischen Mutter-Kind-Beziehung so erstaunlich subtil und fein abgestimmt, daß die Säuglingsforscher, die die Zeitlupenaufnahmen solcher Interaktionssequenzen auswerten, gelegentlich ins Schwärmen geraten und Metaphern verwenden, die aus

dem Bereich der Choreographie und des Balletts stammen (vgl. STERN 1992, S. 110f.; LICHTENBERG 1991, S. 107).

Dabei beschränkt sich die mütterliche Reaktion auf die Affektausdrücke des Kindes, auf die mimischen, gestischen und lautlichen Impulse, die es in diesen „Dialog“ einbringt, keineswegs auf ein bloßes „Spiegeln“, sondern ist weit komplexerer Natur. Es handelt sich eher um ein „Resonanzgeben“, ein „Verstärken durch Mitschwingen“ (BITTNER 1981 b, S. 154), ein Deutlichmachen durch die „Übersetzung“ in eine andere Ausdrucksform. An zahlreichen äußerlich ganz simpel und alltäglich anmutenden Beispielen hat STERN dargestellt, wie diese sogenannte „Affektabstimmung“ zwischen Mutter und Kind funktioniert: Die Mutter erkennt aufgrund des Situationskontextes, der Mimik und Gestik intuitiv das momentane affektive Geschehen in ihrem Kind und antwortet ihm mit einer verbalen oder mimischen Reaktion, die keineswegs ein Spiegelbild seines äußerlichen Verhaltens ist, die aber dennoch sehr deutlich signalisiert, daß sie sein Entzücken, seine Verwunderung oder seinen Protest verstanden hat.

Gerade diese neuen, detaillierten Forschungen zu den frühen Eltern-Kind-Dialogen sind jedoch andererseits auch geeignet, neben dem Staunen über die Eigenaktivität und die „kommunikative Kompetenz“ des Säuglings sowohl den Respekt für die „natürlichen“, biologisch verankerten Aspekte der menschlichen Entwicklung zu fördern als auch in neuer und differenzierter Form die Aufmerksamkeit auf die soziale Abhängigkeit und Ausgeliefertheit des Kleinkindes zu lenken.

Denn zum einen sind die wichtigen Kompetenzen und Präferenzen, die dem Säugling in die menschliche Kommunikation hineinhelpen, wie etwa die intrasensorische Koordination oder die Vorliebe für menschliche Stimmen und menschliche Gesichter, „biologisch vorverdrahtet“, zum anderen sind auch die elterlichen Reaktionen in der direkten Interaktion mit dem Säugling im Regelfall keineswegs bewußt geplante und reflektierte Handlungen, sondern überwiegend Bestandteile eines transkulturell sehr ähnlichen, wohl ebenfalls biologisch verankerten Grundmusters „intuitiven Elternverhaltens“, wie dies die Forschungen der PAPOUŠEKS nahelegen (PAPOUŠEK/PAPOUŠEK 1987).

Das Kleinkind ist für seine psychische Entwicklung natürlich in elementarerer Form auf diese elterliche „Resonanz“ angewiesen. Die sogenannten „Stillface“-Experimente, bei denen Mütter angewiesen wurden, mitten in der Interaktion plötzlich ein starres, unbewegtes Gesicht zu machen und dem Kind nicht mehr direkt in die Augen zu blicken – worauf die Säuglinge mit Verwunderung und Bestürzung und dem Versuch, den teilnahmslosen Partner erneut zur Kommunikation zu aktivieren, reagieren –, lassen ein wenig erahnen, wie schlimm etwa die Situation für den Säugling einer Mutter sein muß, die nach der Geburt für längere Zeit in eine ernsthafte Depression gerät und dadurch kaum mehr zur emotionalen Einfühlung und Resonanz fähig ist.

Ferner hat DORNES gezeigt, wie die Phantasien der Eltern über ihr Kind in subtiler Form die konkreten Interaktionen mit ihm beeinflussen und damit mitbestimmen, was in dieser Beziehung möglich ist und was nicht. Von daher bleibt es wohl trotz aller Begeisterung über den „neuen“, den „aktiven“, den „kompetenten“ Säugling auch weiterhin notwendig, die oben gestellten, auf die eigenschöpferischen Momente abzielenden Leitfragen dialektisch zu er-

gänzen durch Fragen wie etwa die folgenden: Was passiert, wenn das, was das Kind *selbst will*, von seinen Bezugspersonen gar nicht erkannt wird? Was ist, wenn seine Umwelt so anrengungsarm ist, daß es kaum etwas zu *wählen* gibt? Was bedeutet es für seine Entwicklung, wenn das, was es *selbst hervorbringt*, auf keine Resonanz stößt? Wenn das, was es *selbst* gestaltet, einfach ignoriert wird? Wie abhängig ist also letztlich doch das, was das Kind *selbst aus sich machen* kann, von dem, was andere in den ersten Monaten und Jahren seines Lebens *mit ihm machen*?

Literatur

- BAUMGART, M.: Psychoanalyse und Säuglingsforschung: Versuch einer Integration unter Berücksichtigung methodischer Unterschiede. In: *Psyche* 45 (1991), S. 780–810.
- BITTNER, G.: Die analytische Kinderpsychologie auf der Suche nach einem neuen Orientierungsrahmen. In: Ders. (Hrsg.): *Selbstwerden des Kindes*. Fellbach 1981, S. 13–39 (a).
- BITTNER, G.: Das „falsche Selbst“ des Kindes und die „allmächtige Mutter“. In: Ders. (Hrsg.): *Selbstwerden des Kindes*. Fellbach 1981, S. 149–160 (b).
- BÖHM, W.: Theorie der frühkindlichen Erziehung. In: B. FUCHS/W. HARTH-PETER (Hrsg.): *Alternativen frühkindlicher Erziehung. Von Rousseau zu Montessori*. Würzburg 1992.
- BOHLEBER, W.: Psychoanalyse und Säuglingsforschung. In: *Psyche* 45 (1991), S. 741–743.
- DECASPER, A. J./FIFER, W. P.: Of Human Bonding: Newborn Prefer their Mothers' Voices. In: *Science* 208 (1980), S. 1174–1176.
- DODD, B.: Lip Reading in Infants: Attention to Speech Presented in and out of Synchrony. In: *Cognitive Psychology* 11 (1979), S. 478–484.
- DORNES, M.: *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt a.M. 1993.
- EMDE, R. N.: Changing Models of Infancy and the Nature of Early Development: Remodeling the Foundation. In: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 29 (1981), S. 179–219.
- EMDE, R. N.: Die endliche und die unendliche Entwicklung. Angeborene und motivationale Faktoren aus der frühen Kindheit. In: *Psyche* 45 (1991), S. 745–780.
- FREUD, S. (1911): Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. *GW Bd. VIII*, Frankfurt a.M. 1973, S. 230–238.
- FREUD, S. (1914): Zur Einführung des Narzißmus. *GW Bd. X*, Frankfurt a.M. 1973, S. 138–170.
- FREUD, S. (1926): Die Frage der Laienanalyse. *GW Bd. XIV*, Frankfurt a.M. 1976, S. 209–286.
- GRUNWALD, L.: The Amazing Minds of Infants. In: *LIFE* 7 (1993), S. 46–60.
- KÄCHELE, H.: Entwicklung und Beziehung in neuem Lichte. In: *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 34 (1989), S. 241–249.
- KANT, I. (1798): *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Stuttgart 1983.
- KLEIN, M.: *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse*. Stuttgart 1962.
- KÖHLER, L.: Neuere Ergebnisse der Kleinkindforschung. Ihre Bedeutung für die Psychoanalyse. In: *Forum der Psychoanalyse* 6 (1990), S. 32–51.
- KÖHLER, L.: Formen und Folgen früher Bindungserfahrungen. In: *Forum der Psychoanalyse* 8 (1992), S. 263–280.
- LICHTENBERG, J.: *Psychoanalyse und Säuglingsforschung*. Berlin u. a. 1991.
- LUDWIG-KÖRNER, CHR.: Psychoanalyse und Kleinkindforschung. Eine Übersicht. In: *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 38 (1993), S. 161–171.
- MACFARLANE, J.: Olfaction in the Development of Social Preferences in the Human Neonate. In: M. HOFER, (Hrsg.): *Parent-Infant-Interaction*. Amsterdam 1975.
- MAHLER, M. S./PINE, F./BERGMANN, A.: *Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation*. Frankfurt a.M. 1978.
- MELTZOFF, A. N./BORTON, W.: Intermodal Matching by Human Neonate. In: *Nature* 282 (1979), S. 403–404.

- MONTESSORI, M.: Kinder sind anders. Stuttgart 1952.
- MOSER, T.: Grammatik der Gefühle. Mutmaßungen über die ersten Lebensjahre. Frankfurt a. M. 1979.
- PAPOUŠEK, H./PAPOUŠEK, M.: Intuitive Parenting: A Dialectic Counterpart to the Infant's Integrative Competence. In: J. OSORSKY (Hrsg.): Handbook of Infant Development. New York u. a. 1987, S. 669–720.
- PAPOUŠEK, M.: Frühe Phasen der Eltern-Kind-Beziehungen. Ergebnisse der entwicklungspsychologischen Forschung. In: Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik 34 (1989), S. 109–122.
- PETERFREUND, E.: Some Critical Comments on Psychoanalytic Conceptualizations of Infancy. In: International Journal of Psychoanalysis 59 (1978), S. 427–441.
- ROTH, H.: Pädagogische Anthropologie. Bd. II: Entwicklung und Erziehung. Grundlagen einer Entwicklungspädagogik. Hannover 1971.
- ROUSSEAU, J. J. (1762): Émile oder über die Erziehung. Paderborn/München/Wien 1983.
- SANDER, L.: New Knowledge about the Infant from Current Research. Implications for Psychoanalysis. In: Journal of the American Psychoanalytic Association 28 (1980), S. 181–198.
- SANDER, L.: To Begin with – Reflections on Ontogeny. In: J. LICHTENBERG/S. KAPLAN (Hrsg.): Reflections on Self Psychology. Hillsdale/NY 1983.
- SCHÜSSLER, G./BERTL-SCHÜSSLER, A.: Psychoanalytische Theorien der frühen Kindheit und Ergebnisse der Verhaltensforschung: Ist eine Revision notwendig? In: Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik 34 (1989), S. 270–281.
- SPELKE, E. S.: Perceiving Bimodally Specified Events in Infancy. In: Developmental Psychology 15 (1979), S. 626–636.
- SPITZ, R. A.: Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr. Stuttgart 1969.
- SPITZ, R. A.: Brücken – Zur Genese der Sinnggebung. In: Psyche 28 (1974), S. 1003–1018.
- SPITZ, R. A.: Vom Dialog. Stuttgart 1976.
- STERN, D. N.: Tagebuch eines Babys. Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt. München/Zürich 1991.
- STERN, D. N.: Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart 1992.
- STORK, J.: Die Ergebnisse der Verhaltensforschung im psychoanalytischen Verständnis. In: Ders. (Hrsg.): Zur Psychologie und Psychopathologie des Säuglings. Stuttgart 1986, S. 9–52.
- WINNICOTT, D. W.: Alleinsein in der Gegenwart eines anderen. In: Ders.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München 1974.

Abstract

During the last years, a number of positive findings concerning the perceptive, discriminative, and interactive abilities of a newborn have caused a thorough change in the general picture of the infant. It is the author's thesis that this leads to the dismissal of a concept of the infant mainly determined by FREUD, namely that of the newborn driven by instinct who, during the first months of his life, can only perceive his inner world. Recent research results show that the child, from his birth onward, actively processes reality. However, this already interacting child is all the more dependent on (parental) resonance.

Anschrift des Autors

Dr. Rolf Göppel, Institut für Pädagogik I der Universität Würzburg,
Am Hubland, 97074 Würzburg